

## Über das Schöne

Vortrag für den Gesprächskreis Circipanien am 8. 12. 2019. Gehalten in Pohnstorf Mecklenburg-Vorpommern.

Das Thema ist das Schöne und die Frage, ob es in der Gegenwart noch oder wieder eine Bedeutung für unser gesellschaftliches Zusammensein haben könnte.

Ich möchte euch gerne mitnehmen auf eine Entdeckungs- und Zeitreise, die in der Vergangenheit mit Homer beginnt und in der Neuzeit mit Karl Marx endet.

Es geht mir nicht um eine Nacherzählung von 2800 Jahren Kulturgeschichte.

Aber, wie ich feststellen musste, ist das Schöne ist ein dicker Brocken, der durch die gesamte europäische Geschichte gerollt wird.

80 % meines Vortrags beschäftigen sich mit den Griechen, die wie kaum eine Kultur vor oder nach ihnen der Schönheit huldigten. Sie waren die ersten, die sich mit dem Begriff auseinandersetzten.

Alles was danach zum Schönen gesagt wurde, sind Fußnoten zur Antike 20% werfen Schlaglichter auf die Renaissance und das 19. Jahrhundert.

Meine These lautet: Das Schöne kann sowohl ein subjektiver Genuss, als auch eine die Gesellschaft und den Menschen formende Kraft sein.

Ich beziehe mich in erster Linie auf die „Kulturgeschichte Europas“ des englischen Historikers Will Durant, auf Egon Friedels „Kulturgeschichte Griechenlands“ und natürlich auf philosophische Lexika. Es sind ja vorrangig die Philosophen die das Schöne und seine Wirkungen untersucht haben.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Ich werde mich nicht mit der Ästhetik beschäftigen. Ästhetik und das Schöne sind nicht dasselbe. Das Schöne oder die Kunst sind nur Teilbereiche der Ästhetik. *Die Griechen nennen das Wahrnehmen oder Empfinden, das von einem Gegenstand oder einer Situation ausgelöst wird, EISTESIS. Dem Wahrnehmen oder Empfinden sind keine Grenzen gesetzt. Aristoteles führt in seiner Poetik aus, dass selbst das Hässliche in der Kunst als schön wahrgenommen werden kann, wenn es denn gut gemacht ist. „Denn auch bei Dingen, die wir in Wirklichkeit nur mit Widerwillen betrachten, sehen wir ihre bildliche Wiedergabe mit Freuden, z. B. Bilder von hässlichen Tieren und von Toten.“*

*Es war Alexander G. Baumgarten der den Begriff Ästhetik im 18. Jahrhundert einfuhrte. Er begründete damit einen Zweig der Philosophie, die untersuchen sollte, ob unsere Sinneseorgane zu einer objektive Welterkenntnis fähig sind. Die Ästhetik fragt bei ihren Untersuchungen nicht, wer etwas als schön empfindet. Ob Hitler den Blick vom Obersalzberg, Mussolini seine faschistische Architektur, oder die Nazischerger in Auschwitz klassische Musik, gespielt von den Gefangenenorchestern, sie alle empfinden (eistesis) Schönheit. Das Empfinden von Schöner ist nicht identisch mit dem Schönen, wie wir noch sehen werden.*

Keine Angst, ich werde mich im Folgenden nicht mit den Philosophen befassen, die sich zum Schönen geäußert haben und auf Namen so weit es möglich ist, verzichten, um die Sache nicht unnötig zu verkomplizieren.

Ich möchte die Geschichte des Schönen in vier Zeitphasen einteilen:

1. die mythische Zeit
2. die Antike, in der das Handwerk und das Schöne eine Einheit waren und von Kunst, so wie wir sie heute verstehen, noch keine Rede war
3. die Renaissance, in der das Schöne von den Künsten gekapert wurde
4. die Moderne, in der das Schöne wieder aus den Künsten vertrieben wird und anschließend von Macht und Gier, Ideologien, Faschismus, Werbung, Schönheitschirurgie und Profitoptimierung, vereinnahmt wird.

Stichwort: Handwerk in der Antike

Bei meinen Recherchen konnte ich feststellen, dass die Griechen keinen Unterschied zwischen Handwerkern und Künstlern gemacht haben, bzw. die Künstler in der griechischen Polis als Handwerker betrachtet wurden. Folgt man den Kunsthistorikern, so tritt der Künstler, wie wir ihn heute verstehen, als ein sich selbst Autorisierender und Autonomer, erstmals in der Renaissance auf.

Der freie Bürger Athens musste nicht arbeiten, weil er jederzeit abgerufen werden konnte, um Ämter zu bekleiden oder Kriegsdienst zu leisten.

Wenn man Tyrannen und Oligarchen ihrer Macht beraubt, muss man selber regieren lernen und dazu braucht man Zeit.

Deshalb war alles, was mit Arbeit zu tun hatte, Sache der Handwerker, Arbeiter und Sklaven. Eine „Aufgabenteilung“, ohne die die griechische Demokratie nicht vorstellbar ist. Wer jetzt argumentiert, die griechische Demokratie sein auf dem Elend von Sklaven errichtet worden, sollte bedenken, dass das heute nicht anders ist, wenn wir dann die asiatischen Sklaven denken, die unsere Luxusgüter zu Bedingungen herstellen, die nicht besser sind als in der Antike.

*Nebenbei: Die Handwerker in Athen wurden „Banausen“ genannt. Den negativen Beigeschmack hat der Begriff erst in der Neuzeit erfahren.*

*Die Bildhauer gehörten wegen ihrer schweißtreibenden Tätigkeit zu den Banausen, die Maler nicht, weil das Malen nicht als schwere Arbeit angesehen wurde.*

Ich werde dennoch immer von „Künstlern“ reden, auch wenn die genialen Handwerker der Antike gemeint sind.

In diesem Zusammenhang fand ich es interessant, dass das Bauhaus den Bogen zurück zur Antike schlägt, wenn es das Handwerk und das Schöne wieder zusammendenkt, nachdem es über Fünf Jahrhunderte exklusiv den (schönen) Künsten diente. Bauen und Leben, Kunst und Alltag sollten sich wieder im Schönen vereinen.

Im Bauhaus – Manifest schreibt W. Gropius: „Architekten, Bildhauer, Maler, wir alle müssen zum Handwerk zurück. Der Künstler ist (nur) eine Steigerung des Handwerkers.“

So weit ein paar Vorbemerkungen.

Ausgangspunkt für meine Recherche, war die Bemerkung eines italienischen Psychologen und Philosophen namens Piero Ferrucci in einem Artikel der taz.

Er meinte, dass heutzutage unser Sinn für das Schöne verkümmere und „Schönheit der verlorene Wert unserer Zeit“ sei.

Ich kannte und kenne ihn nicht. Und seine Bücher auf Englisch zu lesen, war ich zu faul. Ich machte mich also selbst auf den Weg, um herauszufinden welcher Wert bzw. welche Werte da gemeint sein könnten.

Die Schönheitsindustrie, die Selbstoptimierung, der profitorientierte Schönheitsbetriebs, die Tätowierungssucht, das Piercing, die Werbung und das Design konnte er nicht gemeint haben, denn das alles boomt in einem Maße, dass viele sich angeekelt abwenden.

Und die moderne Kunst konnte er auch nicht gemeint haben, denn die boomt ebenfalls, wenn man sich mal die perversen Summen vergegenwärtigt, die Kunstwerke heute auf dem Kunstmarkt erzielen.

Außerdem spielt das Schöne, wie schon angedeutet, in der modernen Kunst keine Rolle mehr.

Die Ehe, zwischen Kunst und dem Schönen, in der Renaissance geschlossen, wurde in der Moderne um 1900 plus minus 20 Jahre geschieden.

Die Scheidung wurde von der Kunst betrieben. Ihre Begründung: Das Schöne sei verlogen, weil es nur einen schönen Schein über ungerechte und unmenschliche Verhältnisse lege, weil eine Kunst, die wahr sein wolle, in einer hässlichen Welt nicht schön sein kann.

*Die schönen Dinge und Körper werden in ihre Einzelteile zerlegt. Das Fragment ersetzt das schöne Ganze. In der Zwölftonmusik sind harmonische Intervalle verpönt. Der Dadaismus lehnt das Ästhetische grundsätzlich ab. Was uns heute als Fragmentierung des gesellschaftlichen Lebens Probleme macht, beflügelte damals Künstler. Wir brauchen da nur an Picasso denken.*

Der Begriff des Schönen wird abgelöst von dem des Interessanten. Und das, was das Interessante so interessant macht, ist sein völliger „Mangel an Allgemeingültigkeit.“ (Schlegel) Das Interessante sonnt sich in der Ablehnung des Normalen und Durchschnittlichen. (s. Konrad Liesmann „Ästhetische Empfindungen“ Wien 2009)

Wenn wir heute in einer angesagten Galerie dem Galeristen sagen: „Das ist aber schön,“ dann beleidigen wir ihn zutiefst. Sagen wir hingegen: „Interessant, sehr interessant.“ Dann glaubt er einen Kunstkenner vor sich zu haben.

Seit dem gesellschaftskritischen Ansatz der modernen Kunst besteht ganz allgemein eine Tendenz, das Schöne zu banalisieren, es verkommt zum Hübschen. Attribute wie bezaubernd, betörend, allerliebste, bildschön, malerisch, niedlich, süß oder brav, machen das Schöne dumm und trivial.

Ich war daher sehr überrascht, als ich auf Albert Einstein stieß, der zur selben Zeit, also um 1900, ein Loblied auf das Schöne singt:

„Das Streben nach Wahrheit und Schönheit ist ein Gebiet, auf dem wir das ganze Leben lang Kinder bleiben dürfen!“

Einstein verbindet hier das kindliche, für alles offene, nicht vorgeprägte Erkenntnisstreben mit dem Schönen. Er hat immer wieder betont, dass sein kindlicher Blick auf das Universum, ihn zur Wahrheit der Relativitätstheorie geführt hat. Und seine Formel  $E=mc^2$  ist für Wissenschaftler immer noch eine der schönsten Formeln der Physik. Er wusste, dass eine wissenschaftliche Formel schön sein muss, wenn sie wahr sein sollte.

Was hat aber das Schöne mit Erkenntnis und Wahrheit zu tun?

Ich war irritiert:

In der Kunst wird das Schöne der Lüge bezichtigt und in der Wissenschaft als Markenzeichen des Wahren verehrt?

Aber diese Irritation war sehr hilfreich, konnte ich doch meine Frage nach den Werten des Schönen jetzt präzisieren:

Wenn das Schöne

1. weder Kunst, also nicht geheimnisvoll, einmalig, einzigartig, sozialkritisch, interpretierbar, noch interessant ist, wenn es keine Geschichten erzählen muss, um schön zu sein und
2. außerhalb von Werbung und Profitdenken für naiv und dumm gilt, was sind dann die Kriterien, die Werte des Schönen, die der Philosoph P. Ferrucci vermisst?

### **Die Zeitreise beginnt.**

Was sagen uns die Griechen, die das Schöne als erste wissenschaftlich und philosophisch ausgelotet haben?

Wir sprechen jetzt über einen Zeitraum von ca. 500 Jahren, von 800 bis 300 v. u. Z.

Man könnte die Entwicklung der Untersuchung durch die Griechen in drei Phasen unterteilen:

1. Das Subjekt und das Schöne
2. Die wissenschaftliche Vermessung des Schönen
3. Die schöne Seele als Vermittler des moralischen und sittlichen Handelns

### **1. Das Subjekt und das Schöne**

In der Antike war das Schöne zunächst der sinnliche Ausdruck kosmischer Harmonie.

Der Leitbegriff war Harmonie. Was verstanden die Griechen unter Harmonie?

Es war der blinde Sänger Homer (um 800), der uns in der Odyssee berichtet, was es mit der Harmonie auf sich hat. Dazu schildert er, wie

Odysseus auf seiner Irrfahrt durch einen heftigen Wind an den Strand der friedliebenden Phäaken getrieben wird. Dort wird er freundlichst aufgenommen und mit schönen Gesängen verwöhnt. Eines dieser Lieder handelt von der Harmonie.

Bevor ich zum Inhalt des Liedes komme, möchte ich einen Blick auf die von Homer geschilderte Situation werfen:

Odysseus hat 10 Jahre Trojanischen Krieg hinter sich. Auf seiner Heimfahrt wird er von Stürmen durch die ganze Ägäis getrieben, ständig muss er Gefahren trotzen. Der Wind treibt ihn vor sich her und so wird er an den Strand des mythischen Volkes der Phäaken getrieben. Dieses Volk ist eine Erfindung Homers, ein mythisches Volk. Was bezweckt Homer damit, den Krieger ins Land des Friedens zu schicken?

Bisher hatte Odysseus nur Stress: Sein Schiff konnte jederzeit untergehen, an felsigen Küsten zerschellen, an Land drohte immer Gefahr, gefangen oder massakriert zu werden. Und jetzt schickt ihn Homer an die Gestade der friedliebenden Phäaken, wo er Ruhe findet und mit schönen Gesängen verwöhnt wird.

Er sucht das Schöne nicht, es passiert ihm, es erscheint ihm (eistesis). Das scheint eine der Voraussetzungen für überraschende Begegnungen mit dem Schönen zu sein.

Homer beschreibt hier eine Situation, in der alles versammelt ist, was zum subjektiven Genuss des Schönen gehört:

Eine Auszeit verbunden mit meditativem Schweigen, dem Zuhören, Frieden, also Ordnung, Musik, also Rhythmus, Genuss, Entspannung, ein Seelenbalsam. Und eine Möglichkeit zur Erkenntnis durch den Inhalt von Liedern.

Ca. 450 Jahre später sagte der Philosoph Platon: „Wenn wir nicht unsere Feste und Spiele nicht hätten, wäre das Leben unerträglich.“

Die schönen Feste und Spiele gewähren ebenfalls eine Auszeit vom Alltag.

Und 2600 Jahre später weist der deutsche Philosoph Arthur Schopenhauer (1788-1860) dem Schönen ebenfalls die befreiende Wirkung einer Auszeit zu, ohne die das Leben unerträglich wäre.

Ich komme noch darauf zurück.

Die befreiende Wirkung des Schönen in einer Auszeit, in der die Zeit still steht, war und ist scheinbar ein entscheidendes Merkmal des subjektiv Schönen.

Zurück zum Versprechen, den Begriff der Harmonie zu klären:

Eines der Lieder, mit denen Odysseus im Land der Phäaken verwöhnt wird, handelt von der verbotenen Leidenschaft zwischen dem Kriegsgott Ares und Aphrodite, der Göttin der Liebe. Zeus hat sie dem hinkenden Gott der Schmiedekunst, Hephaistos, zur Frau geschenkt. Eine Zwangsehe sozusagen. (Hephaistos hatte sich bei einem Streit zwischen Zeus und Hera auf die Seite seiner Mutter gestellt. Aus Wut darüber nahm der Vater den Sohnmann und schmiss ihn mal eben vom Olymp. Hephaistos stürzte auf eine Insel, brach sich die Haxen und von da an hinkte er.)

Aphrodite begeht also mit dem prächtigen Ares Ehebruch. Und es ist Helios, die Sonne, die die Liebende an Hephaistos verrät.

Der Götterschmied verfertigt nahezu unsichtbare und unauflösliche Ketten, die er am Bett von Aphrodite anbringt. Die Liebenden verfangen sich darin und sofort ruft Hephaistos die Götter zusammen, sich diese Schande anzusehen. Sie brechen beim Anblick des gedemütigten Paares in das berühmte „homerische Gelächter“ aus.

Auf Bitten von Poseidon lässt Hephaistos die Beiden dann später wieder frei.

Die Folge des Ehebruchs ist ein Kind, das den Namen Harmonia, die „Vereinigende“, trägt.

Die Harmonie ist also ein Kind von Krieg und Liebe.

Krasser könnten die Gegensätze nicht sein.

Harmonie zu zeugen heißt also laut Homer, das, was auseinanderstrebt, was gegensätzlich ist, zu einem stimmigen Ganzen zusammenzufügen.

Die Schönheit der Harmonie liegt in der Vereinigung von Gegensätzen. Deshalb war für die Griechen das Schöne von Anfang an nie das Eintönige, das Langweilige, das Platte.

Und wie raffiniert dieser Mythos ausgedacht ist: Ares und Aphrodite werden sozusagen durch die Ketten gezwungen, ihre Tochter Harmonia zu zeugen.

Die Botschaft lautet: Um eine harmonische Gemeinschaft zu gestalten, braucht es beinahe unsichtbare Ketten.

Die Griechen lernten aus diesem Mythos, dass der Zwang von Gesetzen für eine harmonische Gemeinschaft, die aus Gegensätzen aller Art besteht, kaum zu spüren sein darf, wenn die Gemeinschaft, trotz der Notwendigkeit von Gesetzen, eine Gemeinschaft freier Bürger sein soll.

Grobe Ketten dagegen bedeuten Tyrannis und Diktatur.

So viel zum subjektiven Genuss des Schönen und der Harmonie wie Homer ihn beschreibt.

## **2. Die wissenschaftliche Vermessung des Schönen**

### **Oder: Wie stellt man das Schöne her?**

Es sind die griechischen Natur-Philosophen, die sich systematisch mit den Kriterien des Schönen befassen. Sie erzählen keine Geschichten mehr, ihnen geht es um Fakten. Wissenschaft ist eine trockene Angelegenheit. Deshalb fasse ich die Ergebnisse der Philosophen, deren Namen ich ja nicht nennen will, weil das zu weit führen würde, zusammen:

Dreihundert Jahre nach Homer machen die Griechen das Schöne in der Musik, Architektur, Malerei, Mathematik oder Geometrie an idealen Verhältnissen von Zahlen fest:

Den Zahlenverhältnissen harmonischer Intervalle in der Musik,  
den idealen Proportionen des menschlichen Körpers,  
der Verhältnismäßigkeit der Teile zum Ganzen,  
dem Ebenmaß,  
und der Symmetrie.

Vorbild für die idealen Proportionen ist der menschliche Körper und die Natur, also die kosmische Ordnung, wobei der Begriff Kosmos ja schon Ordnung bedeutet.

Das Verhältnis des Fingers zum Finger, der Finger zur Handfläche, der Handfläche zur Handwurzel, der Handwurzel zum Ellbogen, des Ellbogens zum Arm usw. Alle Gliedmaßen werden vermessen und in Zahlen ausgedrückt. An diesen Proportionen orientieren sich die Handwerker-Künstler. Man könnte sagen: Die menschliche Gestalt wird zur Zahl.

*Beinah automatisch fällt einem dabei Leonardo da Vincis Zeichnung von der „Wiedergeburt der Anatomie“ ein, dieser Mann, der Arme und Füße so ausstreckt, dass sie mit ihren Spitzen sowohl einen Kreis als auch ein Quadrat bilden. Wie die Griechen, studiert er Aufbau, Funktion und Proportionen des Körpers, den er möglichst naturgetreu darstellen möchte.*

(„Le Corbusier entwickelte ab 1940 ein einheitliches Maßsystem basierend auf den menschlichen Maßen und dem Goldenen Schnitt. Er veröffentlichte es 1949 in seiner Schrift *Der Modulor*, die zu den bedeutendsten Schriften der Architekturgeschichte beziehungsweise -theorie gezählt wird.“ S. wikipedia:Proportion)

Die Zahlen und das Wissen um die Proportionen verhalfen den griechischen Künstlern dazu, ihr höchstes Ziel zu erreichen:

Naturtreue

Wie wir sehen werden, gab es schon bei den Griechen den Unterschied zwischen einer plakativen, objektiven, die Oberfläche betreffende Genauigkeit und einer psychologischen Genauigkeit, die dem Betrachter Spielraum für eigene Empfindungen ließ.

Ein berühmter Wettkampf um das naturgetreue Abbilden der Natur ist uns überliefert: Der Maler Zeuxis, der von seinem Lehrer den Zusammenhang von Licht und Schatten und die Perspektive gelernt hatte, malte so naturgetreu, dass er zum Star der Malerkaste aufstieg. Bei den olympischen Spielen stolzierte er eitel in einem karierten Chiton umher, auf den er seinen Namen mit Gold gestickt hatte. Sein Nebenbuhler, Parrhasios, trug einen goldenen Kranz auf dem Kopf, nannte sich „Malerfürst.“

Die beiden trugen einen Wettkampf aus, wer der bessere Maler sei. Zeuxis malte einen „Knaben mit Trauben“ so natürlich, dass die Vögel die Weintrauben zu picken versuchten.

Die Schiedsrichter waren begeistert und Zeuxis sich seines Sieges sicher. Er forderte Parrhasios auf, endlich den Vorhang von seinem Bild zu ziehen, damit man vergleichen könne. Als sich herausstellte, dass der Vorhang das Bild war, gab Zeuxis sich geschlagen. Er hatte Vögel täuschen können, Parrhasios aber hatte Menschen getäuscht. Zeuxis gab sogar zu, dass er nur die Weintrauben gut gemalt habe, sonst hätte die Vögel die Flucht vor dem Knaben ergreifen müssen.

*Ich fühle mich dabei an den Hype unserer Foto- und Fernsehindustrie erinnert, die glaubt, mit immer schärferen Bildern punkten zu müssen. Wie aktuell dieser Wahn von Genauigkeit und Schärfe ist, zeigt folgender Artikel aus der taz, von September 2019:*

*Ort der Handlung ist das Cafe in der James Simon Galerie. Von dort kann man gegenüber das Haus sehen, in dem die Kanzlerin wohnt.*

*Die Autorin des Artikels kommt mit einem Ehepaar aus Schwaben ins Gespräch, das begeistert erzählt, was es in drei Tagen alles in Berlin gesehen hat, Plötzlich sieht die Autorin wie die vor dem Wohnhaus stehenden*

*Polizisten sich am Eingang postieren. Als der Ärmel eines roten Blazers im Türrahmen zu erkennen ist, will sie dem schwäbischen Ehepaar das I-Tüpfelchen verpassen. „Wenn Sie sich jetzt kurz umdrehen, sehen sie auch noch die Bundeskanzlerin.“ Die Antwort kommt umgehend: „Ach, wissen Sie, das ist nicht nötig. Wir gucken immer Tagesschau, da sehen wir sie doch viel schärfer.“*

Die „gebildeten“ Griechen bezeichneten die neue „Schatten – und Perspektivmalerei“ abfällig als Taschenspielertrick, eine billige Täuschung, eine würdelose Kunst für „Ungebildete.“

Sie zogen Gemälde, in denen man „mehr erkennt, als gemalt ist“ vor. (Eine sich arrogant gebende Bildung, die sich über „Ungebildete“ erhebt, ist natürlich keine wirkliche Bildung. Ich glaube darüber sind wir uns einig.)

Ging es anfangs in der Malerei, der Bildhauerei, dem Theater mehr um das Typische, Plakative, tauchten die Künstler zunehmend in die Gefühlswelt ihrer Figuren ein, um ihre Zerrissenheit darzustellen. Es war die Zeit in der sich weltweit das emphatische Vermögen des Menschen entwickelte, die sogenannte Achsenzeit. (s. Karl Jaspers)

Die Künstler empfanden nun mit den Menschen, die sie darstellten. Das Gefühlsleben des Individuums in all seinen Schattierungen wurde Thema.

Es gelang ihnen nicht nur die Atemlosigkeit eines Läufers, der im Augenblick des Sieges tot zusammenbricht, darzustellen, sondern sogar die geistige Leere im Augenblick höchster Konzentration.

Wir alle kennen den Diskuswerfer.

Egon Friedel schreibt dazu in seiner Kulturgeschichte der Neuzeit:

„Ungeheure Anspannung und Konzentration knapp vor dem Wurf verleiht dem Antlitz notwendig eine gewisse Leere. Hier ist zum ersten Mal die Bewegung gestaltet und zugleich mit der höchsten Virtuosität.“

Ich würde, angeregt durch ihn, sagen: Die Vorstellung der in jedem Moment möglichen Bewegung, stellt sich deshalb ein, weil der Moment vor dem Abwurf jeglicher Bewegung entbehren muss, um die Explosion der Kräfte zu garantieren. Das Fehlen der Bewegung macht die Bewegung der unbeweglichen Statue sichtbar.

Fazit:

Das Schöne folgt Gesetzen und Regeln.

Das Schöne machen heißt, den menschlichen Körper und die Natur studieren und ihnen die Regeln und Gesetze des Schönen zu entlocken.

Wir haben gesehen,

1. was zum Genuss des Schönen gehört und
2. wie die Griechen die Gesetze des Schönen fanden, nach denen sie das Schöne herzustellen wussten.

Ergänzung :

Das Folgende ist mir wichtig, weil hier zum ersten Mal die gesellschaftliche Wirkung des Schönen sichtbar wird.

Wie der Respekt vor dem Schönen Athen vor der Zerstörung bewahrte:

Von je her standen sich in der griechischen Welt zwei Großmächte gegenüber: Athen und Sparta, vergleichbar mit den USA und der Sowjetunion. In Sparta herrschten die Oligarchen, in Athen die Demokraten. Die Spartaner waren eine Landmacht, die Athener, mit ihrer mächtigen Flotte, waren eine Seemacht.. Es ging um die Vormachtstellung in Griechenland.

Die historische Situation in der Mitte des 5. Jahrhunderts v.u.Z., im sogenannten goldenen Zeitalter.

Als der Schöngeist Perikles, ein gemäßigter Aristokrat, Mitte des 5. Jahrhunderts zum Führer der demokratischen Partei gewählt wurde, verzichtete er zunächst darauf, Krieg gegen Sparta zu führen. Er setzte auf den Ausbau des Handels, um Athens Macht zu stärken. Der Handel vermehrte Athens Wohlstand und beflügelte den Flottenausbau. Athen wurde, nicht zuletzt durch die brutale Ausbeutung der verbündeten Städte, schließlich so reich, dass Perikles, der aristokratische Schöngeist, die Gelegenheit gekommen sah, sich der Verschönerung Athens zu widmen.

Der Hintergedanke war: Das Schöne sollte das Gemeinschaftsgefühl der streitlustigen Athener stärken.

Die Volksversammlung lehnte seinen Antrag auf Bewilligung von Geldern für den Neubau der Akropolis (von den Persern zerstört) und den von öffentlichen Häusern und Plätzen ab.

Den Bürgern war der Genuss eines im Alltag verankerten Schönen fremd. Bisher kannten sie das Schöne nur aus dem sakralen Bereich, den Tempeln mit ihren Götterstatuen.

Darauf antwortete Perikles: „Gut, dann werde ich das Geld selber aufbringen, aber seid sicher, auf jedes Gebäude werde ich schreiben lassen:

„Das hat Perikles gemacht!“ Sofort bewilligten ihm die eitlen Athener die Mittel.

In der Folge wuchsen demokratische Freiheit und der wachsende Schönheitssinn Athens zu einem gewaltigen Akkord zusammen, den man später das *Goldene Zeitalter* nennen wird.

Das Schöne, das bisher eine Domäne der Priester und der gebildeten Klasse war, verbreitete sich wie ein Virus. Das Schöne im Alltag vor Augen, wurde der Sinn der Athener für das Schöne entwickelt. Man war stolz, wenn zu den großen Festen die Fremden aus aller Welt nach Athen strömten und diese Pracht bewunderten. Außerdem bekamen sie einen Blick dafür, wie sie ihre Häuser und Straßen schöner gestalten konnten. Es gibt einen Bericht über einen Hausbesitzer, der sich daran erfreut, wie er seine Schuhe, Töpfe und Kleider, wie abgenutzt sie auch sein mochten, in Reih und Glied gestellt und gehängt hat. Auch erfreut er sich an einem Chor, der im Kreis tanzt und sagt, dass auch die Leere im Zentrum des Chores als schön zu bezeichnen sei. (Will Durant)

Fazit:

Das Schöne stiftet Identität im privaten wie im öffentlichen Raum.

Nach der dreißigjährigen Blütezeit des „goldenen Zeitalters“ beginnt um 430 v.u.Z. der Absturz Athens.

Es geht Athen wie allen Großmächten, die zu mächtig werden: Sie werden überheblich. Nun will Athen über den gesamten griechischen Raum herrschen, von Spanien bis zum Schwarzen Meer. Es übt eine immer strengere und ungerechtere Hegemonie über die „Bundesgenossen“ aus. Diese vereinen sich nach und nach mit dem Erzfeind Sparta. Man provoziert sich. Der Krieg beginnt 431 und dauert 30 Jahre.

Perikles stirbt im 2. Kriegsjahr und von da an fehlt den Demokraten ein aristokratischer Kopf. Ein reicher Lederhändler, Kreon, wird zum Anführer gewählt.

Hinzu kommt, dass nun rhetorisch geschulte Demagogen die Volksversammlung für ihre Zwecke instrumentalisieren. Mitten im Krieg, (415) überredet ein junger aristokratischer Draufgänger, Alkibiades, die Volksversammlung zu einem Feldzug gegen Sizilien, um eine der wichtigsten Kornkammern im Mittelmeer zu erobern. Im Hafen von Syrakus wird die gesamte Athenische Flotte vernichtend geschlagen. Athen verliert seine Flotte und ca. 4000 Männer. Wehrlos und besiegt erwartet die Athener Restbevölkerung die Bestrafung, die damals üblicherweise in der

Zerstörung der besiegten Städte bestand. Aber es kommt *anders*: Sparta verzichtet auf die Zerstörung Athens, weil man eine derart schöne und heroische Stadt nicht dem Erdboden gleich macht.

Fazit:

Das Schöne bewirkt Anerkennung und Wertschätzung.

2200 Jahre später erweist ein Dichter namens Christian Morgenstern dem Schönen ebenfalls seinen Respekt in folgendem Gedicht:

Palmström steht an einem Teiche  
und entfaltet groß ein rotes Taschentuch:  
Auf dem Tuch ist eine Eiche  
dargestellt, sowie ein Mensch mit einem Buch.

Palmström wagt nicht, sich hinein zu schnäuzen,  
er gehört zu jenen Käuzen,  
die oft unvermittelt - nackt,  
Ehrfurcht vor *dem Schönen* packt.

Und so zärtlich faltet er zusammen,  
was er eben erst entbreitet,  
und kein Fühlender wird ihn verdammen,  
weil er ungeschnäuzt entschreitet.

Wir kommen jetzt zu einem neuen Aspekt des Schönen, ein Kriterium, das Europa verändern wird.  
Es geht um die Geburtsstunde der *Idee* und damit auch um die Erfindung der Idee des Schönen.

### **3. Das Schöne bekommt eine Seele.**

Die Niederlage Athens beendete das klassische Zeitalter und erschütterte die griechische Staatenwelt nachhaltig.

Beispielhaft für die Verunsicherung der Bevölkerung war die Verurteilung des Sokrates zum Tode wegen Gotteslästerung fünf Jahre nach Kriegsende. Ein paar Tage nach der Hinrichtung des Sokrates durch den Schierlingsbecher wird der Volksversammlung klar, welch kostbaren und weisen Mann sie da in den Tod geschickt hat und sie verurteilt kurzerhand auch die drei Redner, die den Tod des Sokrates gefordert hatten, zum Tode.

Zur allgemeinen Verunsicherung darüber, wie es nun weiter gehen soll, kam eine geistige Erschütterung: mit dem aufkommenden Rationalismus der Philosophen geriet auch der gemeinsame Glaube an die Götter ins Schlingern. Ein Konflikt zwischen Religion und Philosophie, zwischen Glauben und Rationalität bricht aus. (Dieser Konflikt wird in Europa immer wieder ausbrechen, besonders heftig zwischen Mittelalter und Renaissance sowie Aufklärung und Romantik.)

Wenn damals der eine Philosoph behauptete, man könne nicht zweimal in den selben Fluss steigen, das einzig Beständige sei der Wandel und ein anderer, dass alles, auch die Seele, aus Atomen bestehe, die ständig in Bewegung sind, und wenn es keine ewigen Götter mehr gibt und ein Krieg das Schöne mal eben vernichten kann, was ist dann das Dauerhafte, Ewige, auf das man sich verlassen kann?

Wenn die Götter es nicht mehr können, wer sagt dann der Bevölkerung Athens, was moralisch und sittlich ist?

2000 Jahre später ist es Nietzsche, der Gott abermals für tot erklärt und Dostojewski lässt Raskolnikow, die Hauptfigur seines Romans „Schuld und Sühne“, zu dem Schluss kommen: „Wenn Gott tot ist, ist alles erlaubt.“

Der Athener, der die Frage nach der Existenz des Ewigen neu beantwortete, wurde wegen seiner breiten Stirn Platon genannt. Mit ihm kam das Schöne in die Röhre, es wurde magnetresonanzmetaphysisch vermessen.

Wir haben alle schon mal von dem Theaterstück: „Shakespeare in zwei Stunden“ gehört. Entsprechend kommt jetzt Platon in drei Minuten.

Platons Frage, das Schöne betreffend, war:

Was ist das unwandelbar Gleiche, das ewige Wesen des Schönen, das allem Schönen zugrunde liegt? Seine Antwort war revolutionär. Platon verkündete:

die sinnliche Wirklichkeit ist nur ein Abbild einer wirklichen Wirklichkeit, der Ur-Wirklichkeit und alle Dinge sind nur vergängliche Abbilder der ewigen Urbilder.

Er nannte diese Urbilder IDEEN. Ideen sind ewig wie Götter es mal waren.

Für Platon galt das nicht nur für Dinge, sondern auch für geistige Vorstellungen, z. B. für die geistige Vorstellung des Schönen.

Mit Platon wird das Schöne zu einer Idee. Und das hat Folgen:

Wenn das Schöne eine absolute, ewige Idee, also vollkommen ist, dann ist es auch gut und wenn es gut ist, dann ist es auch wahr. Ich erinnere an Einstein, der das Wahre mit dem Schönen verband.

Fazit:

Das Gute, das Wahre und das Schöne sind für Platon ein und dasselbe. Das Schöne erhält eine neue Aufgabe, es sorgt nicht nur für schöne Dinge, Architektur, Musik, Tanz und Kunst sondern ist auch für Sitte und Moral zuständig.

Und woher wissen wir von der Idee des Schönen? Wir haben doch keine Ahnung, wie es in der jenseitigen Welt der Urbilder aussieht.

Platon erklärt uns das folgendermaßen: unsere Seele erinnert sich an die Ideen, an die Urbilder. Denn da auch sie ewig ist, kennt sie die Welt der Ideen und wenn sie sich mit einem Körper verbindet, kann sie sich, können wir uns an die Ideen erinnern.

Folglich bedarf es einer schönen Seele, um das Wesen des Schönen zu erkennen. Die schöne Seele schwingt, so könnte man sagen, in Resonanz mit der Idee des Schönen.

Das ist die Geburtsstunde der „schönen Seele“, von der auch noch Schiller und Goethe überzeugt sind.

Wie ist nun der Weg des Menschen hin zu einer schönen Seele, hin zur Erkenntnis des Schönen?

Platon erklärt das so: Zuerst liebe ein Mensch einen einzelnen schönen Körper, später erkenne er dann, dass auch andere Körper schön sind. Durch die Liebe zu den schönen Körpern transformiert er die Ebene des Körperlichen und bevorzugt dann die geistige Schönheit. Schöne Gespräche werden ihm wichtiger als körperliche Schönheit. Dann wird er das Schöne in „Tätigkeiten, Sitten und Gesetzen“ entdecken und erkennen, „dass alles Schöne miteinander verwandt“ ist. Die höchste Stufe ist dann die Bewunderung der allgemeinen Idee des Schönen, die allem Schönen zugrunde liegt.

So weit Platons Erfindung der schönen Seele.

Eine schöne Seele weiß also, was gut ist.

Das bedeutet auch, sie weiß, was moralisch und sittlich gut ist. Am Beispiel des Sokrates wird das deutlich:

Platons Lehrer Sokrates war mit seiner Knollennase und den gnomenhaften Gesichtszügen ein hässlicher Mensch, der aber offensichtlich eine so tugendhafte und sittsame Seele, also eine schöne Seele hatte. Alkibiades beteuert in einem Gespräch über das Schöne, das Platon aufgezeichnet hat, er habe sich in Sokrates verliebt wegen seines schönen Geistes, nicht wegen seines unproportionierten Körpers.

Sokrates war offensichtlich frei von Besitzstreben, Gier und Leidenschaften. Er beugte sich ohne Protest dem Todesurteil der Volksversammlung und lehnt auch eine Flucht als seiner nicht würdig ab.

Als er wieder mal über den Marktplatz Athens flanierte, meinte er: „Wie gut ist es doch zu sehen, was ich alles nicht brauche.“

Eine schöne Seele hat sich von allem Unreinen, von Trieben und Begierden gereinigt.

Fazit:

Die schöne Seele eines Menschen ist die konkrete Verwirklichung der Idee des Schönen, Wahren und Guten. Sie kennzeichnet den innerlich freien Menschen.

(Nebenbei: Diese so definierte schöne Seele ist natürlich nicht an die Antike gebunden. Sie gilt weltweit, in Japan, China, Indien, Afrika ebenso wie bei den Indianern Amerikas, egal welche Vorstellungen vom Schönen in der jeweiligen Kultur entwickelt werden. Platons Schöne Seele ist global. In ähnlicher Weise haben sich Laotse, Konfuzius, Buddha Gedanken über das sittliche Handeln des Menschen gemacht. Sie brauchten dazu keine Platonische Idee, aber eine Vorstellung von einem idealen Menschen, bzw. Staat hatten sie alle.)

Ich fasse kurz zusammen:

Am Ende der Antike können wir zwei Stränge festmachen, die sich bis in die Gegenwart verfolgen lassen.

1. den materialistischen Strang, der auf der Erkenntnis von Zahlen, Proportionen von Natur und Kosmos beruht. Basis sind Handwerk und Wissenschaft. Das betrifft das objektiv Schöne, das immer für mehrere Menschen gleichermaßen gilt. Ein „Windjammer“ zum Beispiel: Perfekte Form, bestes Material, gesellschaftliche Ordnung von der Crew bis zum Kapitän. Damit kann man Stürmen trotzen. Das Schöne eines Windjammers scheint die Seelen der Menschen in Resonanz mit dem schönen Schiff zu bringen. Wie lässt sich der Hype, die Magie von Windjammertreffen in den Häfen Norddeutschlands erklären?

2. den idealistischen, der von der Idee des Schönen ausgeht, das wahr und gut zugleich ist, das wie eine Sonne auf die Seele des Menschen einwirkt und ihn moralisch, sittlich schön werden lässt. Basis ist das Subjekt, das einen pädagogischen Anspruch hat, die Gesellschaft zu formen.

Damit können wir unterscheiden zwischen dem objektiv wirkenden Schönen, das auf die Seele einwirkt und dem geistigen Schönen, das durch das Subjekt auf die Wirklichkeit einwirken kann.

### **Die Vereinnahmung des Schönen durch die Kunst.**

Es folgen Schlaglichter auf die jeweiligen Entwicklungen.

Die Renaissance:

Die Künste befreien sich vom religiösen Mittelalter, das Gott mit der Idee des Schönen gleichsetzte.

Die autonomen Künstler treten auf. Sie bestimmen jetzt, was schön ist. Sie ahmen die Natur zwar immer noch nach, aber nicht mehr naturgetreu. Sie wollen die Natur übertreffen.

Schön ist nicht mehr die Natur oder das Leben, schön ist allein die Kunst. Ohne die Kunst ist die Natur nichts. Das heißt in letzter Konsequenz, dass das Schöne von der Kunst gekapert wird.

Leonardo da Vinci schreibt: Der Maler ist „Herr und Gott über die Dinge. Schönheiten kann er ebenso erschaffen, wie Entsetzliches und Komisches, je nach Lust und Laune.“

Fazit:

Die schöne Landschaft, so wie wir sie auch heute wahrnehmen, ist eine Erfindung der Malerei.

*400 Jahre später, im 18. Jahrhundert, proklamiert der französische Philosoph Charles Batteux die „schönen Künste“ und trennt das Handwerk programmatisch von den Künsten. Wir kennen heute noch den Begriff der „Belletristik“, der schönen Literatur. Der Nachteil: Die Kunst wird akademisch. In der Akademie Francaise werden den Malern auf Grund fester Kunstregeln ihre Fehler nachgewiesen. Winckelmann (Gest.1768) singt das Lied griechischer Vorbilder. Für Winckelmann war es die höchste Aufgabe der Kunst, die Schönheit darzustellen. Hierfür fand er die Formel „edle Einfalt und stille Größe“, welche er dem Verspielten und Überladenen des Barock und Rokoko entgegenstellte. Die Portraits seines Malerfreundes Anton Raphael Mengs waren für Winckelmann der*

Inbegriff von Schönheit. „Mengs Ansicht war es, dass die Kunst der Natur überlegen sei, da sie sich ihre Materialien frei wählen könne und keinen Zufällen unterworfen sei. Und dass sie daher alle Vollkommenheit auf eine Gestalt vereinigen müsse.: „Einförmigkeit im Umriss, Größe in der Gestalt, Freiheit in der Stellung, Schönheit an den Gliedern, Macht in der Brust, Leichtigkeit in den <Beinen, Stärke in den Schultern und Armen, Aufrichtigkeit in Stirne und Augenbrauen, Vernunft zwischen den Augen, Gesundheit in den Backen, Lieblichkeit im Munde.: „so haben die Alten gehandelt.“ Der Maler hat also nichts anderes zu tun als das Beste und Teuerste an Details zusammenzusuchen und auf einer Musterkarte zusammenzustellen. Egon Friedel S. 837

Wie steht es nun im 19. Jahrhundert um die beiden Stränge, dem idealistischen und dem materialistischen?

Drei Namen sollen Auskunft geben: Schopenhauer, Schiller, Tschernyschewski.

Schopenhauer steht für die idealistische Ansicht.

Schiller vereint idealistischen und gesellschaftlichen Aspekt

Tschernyschewski steht für den materialistischen Strang

Die Ansicht Arthur Schopenhauers (1788-1860) kennen wir von Homer:

Es geht um die Auszeit für das Subjekt.

Für den pessimistischen Idealisten Schopenhauer ist der Mensch gefangen von seinen Begierden und Leidenschaften. Sein Leben konzentriert sich darauf, die ständig wechselnden Bedürfnisse seines Körpers halbwegs zu befriedigen. Er hat keine Chance dieser Treitmühle zu entkommen, es sei denn er hat das Glück, dem Schönen zu begegnen.

Nur das Schöne hat durch seine Faszination die Macht, den Menschen wenigstens für einen Augenblick so gefangen zu nehmen, dass er die Bedingtheiten seiner Existenz, die Regungen seiner Begierden vergessen kann. Indem der Mensch sich in die Anschauung des Schönen versenkt, ist er für einen Moment frei. Für Schopenhauer ist das Erlebnis des Schönen nicht mehr auf die Künste beschränkt! Man kann alles als schön empfinden.

Die Ansicht Friedrich Schillers (1759-1805):

Er kommt auf die „schöne Seele“ Platons zurück. Wie bei Platon ist eine schöne Seele moralisch und sittlich im Sinne der Gemeinschaft. Das Schöne, für Schiller ist das die Kunst, erhält so einen erzieherischen Aspekt. Das Schöne bildet.

Angeekelt von den bestialischen Auswüchsen der französischen Revolution, will er den Menschen zum Schönen erziehen, ihn, ähnlich wie Platon, bilden, damit diese triebenthemmtten Schweinereien ausgebremst werden können.

Das Neue bei Schiller ist:

Er erweitert den Begriff des Schönen um die Freiheit. Das Schöne muss frei sein. Er bringt ein Beispiel:

„Schön gekleidet ist eine Person “wenn weder das Kleid den Körper, noch der Körper durch das Kleid in seiner Freiheit leidet.“

Auf den Punkt gebracht, heißt das:

Schönheit ist für ihn die Verwirklichung von Freiheit. Und es sind die schönen Künste, die bilden und frei machen. Von jetzt an darf das Schöne daher weder dem Profit, dem kapitalistischen Markt, noch einer Weltanschauung oder Ideologie hörig sein, wenn es frei sein will. (Nazis, stalinistischer Realismus, Werbung, Design).

Die Ansicht Nikolai Gawrilowitsch Tschernyschewskis (1828-1889):

Ich beziehe mich auf das philosophische Wörterbuch von Georg Klaus und Manfred Buhr. Erschienen 1964 im Verlag Enzyklopädie Leipzig.

Tschernyschewski war ein russischer Schriftsteller, Publizist, Literaturkritiker und Revolutionär. Er war ein großer Kritiker der Unterdrückung der Menschen im zaristischen Russland und der kleinbürgerlichen Einstellung seiner Zeitgenossen.

1862 wurde er aus politischen Gründen verhaftet. Im Gefängnis schrieb er den Roman *Was tun?* Er geht darin der Frage nach, wie idealistische Menschen die Welt im Kleinen verändern können.

(Den Titel des Romans hat zu Beginn des 20. Jahrhunderts Lenin aus Bewunderung für Tschernyschewski in seiner programmatischen Schrift *WAS TUN?* übernommen. Karl Marx war ein eifriger Leser Tschernyschewskis. Er besaß sieben Bücher von ihm im Original. Wie auch immer, als Tschernyschewski seinen Roman schrieb, gab es noch keine kommunistische Partei.)

Das Schöne ist nach Tschernyschewski das Leben selbst.

Das ist weder romantisch noch naiv gedacht. Er kannte das Elend der Leibeigenen und die unwürdigen Lebensverhältnisse der Armen.

„Schön ist derjenige Gegenstand, der das Leben in sich zur Schau trägt oder uns an das Leben gemahnt. Das Schöne spricht uns an, es ist aktiv, es ist lebenserhaltend und lebensfördernd.“

Für ihn geht es dabei nicht nur um die Befreiung des Menschen aus prekären Verhältnissen, sondern auch um die befreiende Wirkung des Schönen, das sich in der Gestaltung der Natur (Landwirtschaft, Garten), der Städte und Dörfer, Wohn- und Arbeitsstätten, der Verkehrsanlagen, und Fahrzeuge, Kleidung, Gerät, Körper und Bewegung, Festlichkeit und Alltag, des Lebensstils und Lebensziels verwirklichen soll.

Tschernyschewski formuliert, was uns heute, angesichts der drohenden Klimakatastrophe, in den Ohren klingeln muss:

Das Schöne und das Lebensbejahende sind eins.

Platon hatte das Schöne, Wahre, Gute, als einende Idee des Schönen definiert, Tschernyschewski sieht es in der Einheit von Schöner, Leben und Gestaltung.

Natürlich ist das nur gewährleistet, wenn das Schöne nach Schiller *frei* ist von ideologischer Einengung, faschistischem Missbrauch, kapitalistischer Gier und Profitstreben.

Eine knackige Formulierung des Resultats:

1. Für Schiller ist das Schöne an die Künste gekoppelt. Sie haben die Aufgabe, die Menschen ästhetisch zu erziehen, damit eine schöne Seele schließlich weiß, was rechtes und sittliches Handeln in der Gemeinschaft ist.
2. Für Schopenhauer ist das Schöne nicht mehr an die Künste gekoppelt. Schön ist alles, was in der Lage ist, das Subjekt durch seine Faszination aus der Treitmühle des Lebens wenigstens für Momente zu befreien. Er nennt die Begegnung mit dem Schönen „ästhetische Kontemplation.“
3. Für Tschernyschewski fördert das Schöne das Leben in Freiheit. Das Schöne ist für ihn die Feier des Lebens.

Tschernyschewskis Ansicht ist angesichts einer drohenden Klimakatastrophe hoch aktuell. Der Mensch gestaltet die Welt und seine Pflicht ist es, sie schön zu gestalten.

Im Anthropozän wird der Maßstab für das Schöne das Lebensfördernde und Lebenserhaltende. Damit kommen wir zu neuen Wertungen:

All das, was das Leben verachtet, wird zum Hässlichen.

Das Automobil, das sich in seiner Masse den öffentlichen Raum erobert, ist hässlich, egal wie „schön“ es auch immer gestylt ist, weil lebensverachtend.

Das Windrad ist schön zu nennen, weil lebenserhaltend.

Die Frage war, ob das Schöne in der Gegenwart noch eine Bedeutung für unser gesellschaftliches Zusammensein haben könnte. Ich meine, die Antwort ist ein eindeutiges Ja.

Ich danke für eure Geduld und Aufmerksamkeit.

Thomas Draeger